

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

**Abonnementpreis** pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.10 Mk., für 2 Monate 1.40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. ausschließlich Bestellsgeb.

**Redaktion:** Tauchaer Str. 19/21.  
**Telegramm-Adresse:** Volkszeitung, Leipzig.  
**Telephon** 18693.  
**Sprechstunde:** 6—7 Uhr abends.

**Inserate** werden die 6 gespaltene Zeilen oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die fällige Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauchaer Str. 19/21. Telephon 2721. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr. Sonn- und Feiertags geschlossen.

## Tageskalender.

Der sozialdemokratische Parteivorstand beruft den Parteitag für den 15. September nach Essen ein.

Die Beleidigungsklage des Dr. Peters gegen die Münchner Post wird am Dienstag verhandelt.

In Südfrankreich gingen über 600 Mann Truppen zu der aufständischen Bevölkerung über.

## Der Zusammenbruch.

Leipzig, 22. Juni.

III.

Nach Darlegung der auswärtigen und der Handelspolitik des Deutschen Reiches geht Parvus an das Hauptstück seiner Schrift, an die deutsche Kolonialpolitik. Ihm ist ungefähr die volle Hälfte des Buches gewidmet.

Die Geschichte der Kolonien ist so alt, wie die Geschichte des Handels, aber mit dem Handel haben auch die Kolonien ihren Charakter verändert. Früher suchte man die Kolonien auf, um sie ihrer Kostbarkeiten und Genussmittel zu berauben, später um sie in Produktionsstätten für Rohstoffe — Baumwolle — zu verwandeln. Jetzt sucht man die Kolonien auf, um aus ihnen Abnehmer für die europäischen Fabrikate zu machen. Der kapitalistische Drang nach Absatzmärkten ist der Vater der modernen Kolonialpolitik. Die bestehenden Klassen nehmen viel mehr ein, als sie selber konsumieren können. Sie wissen nicht, wohin mit ihrem Reichtum und das zu gleicher Zeit, wo die Besitzlosen nicht wissen, ob sie morgen noch zu leben haben. Die Arbeiter haben den Bedarf, aber nicht das Geld, um die Waren zu kaufen; die Kapitalistenklasse hat das Geld, aber nicht den Bedarf. Und treibe sie auch noch so wahnsinnigen Luxus, so ist das, was sie verbraucht, doch winzig im Vergleich zu dem, was sie jährlich aus den Knochen der Arbeiter herauszieht. Das überschüssige Geld, das man im Inlande nicht verwenden kann, wandert ins Ausland. Statt die einheimische Bevölkerung durch höhere Löhne in den Stand zu setzen, ihren Bedarf zu decken, sucht man mit aller Gewalt den Ueberfluß aus dem Lande zu schaffen. Während das deutsche Volk ein kümmerliches Dasein fristet, ergießt sich aus Deutschland ein Goldstrom in die Welt.

Man geht also nicht in die Kolonien, weil dort etwas zu holen ist — das kommt erst in zweiter Linie in Betracht — sondern weil man im Gegenteil dort etwas hineinstecken kann. Das Kapital sucht nach Anlagegelegenheiten. Man sucht irgendwo weit im Osten einen Punkt, den man als Ablageplatz für den Reichtum benutzen kann, den man den deutschen Arbeitern entzogen. Die deutschen Kolonien sind Einöden und Wüsten, um so mehr Kapital kann man da hineinstecken. Man wird Wege durch die Urwälder bahnen, man wird den steinigten Boden urbar machen, das deutsche Kapital wird Wunder in Afrika ver-

richten — um ja nur nicht den Reichtum, den die deutschen Arbeiter erzeugt haben, diesen selbst im eigenen Lande zugutekommen zu lassen. Selbstverständlich aber ist das Privatkapital gescheit genug, das Risiko nicht auf die eigene Kappe zu nehmen. Wozu ist denn der Staat da? Er scheidt Beamte und Soldaten, die der Arbeiter bezahlt und an denen der Kapitalist verdient. Es folgen Dampferlinien mit Staatsubventionen. Es kommt zu Kolonialkriegen. Jamlos! Da gibt es großartig zu verdienen. Deutsch-Südwestafrika stand vor dem Bankrott. Da brach „Glücksgrube“ der Hereroaufstand aus! Jetzt gab es unermessliche Profite an Lieferungen, Transporten, Handel usw. Der Kolonialkrieg beweist die Notwendigkeit von Eisenbahnen. Immer besser! Da gibt es Lieferungen an Schienen, Lokomotiven, Schwellen, Wagen zu horrenden Preisen. Der deutsche Arbeiter bezahlt ja. Die Eisenbahn wird in Betrieb genommen. Der Staat übernimmt die Zinsgarantie. Wiederum Profit ohne Risiko für das Kapital. Der Staat hat kein Geld, er muß Anleihen machen. Kann's was Schöneres geben? Das Kapital schiebt ihm vor und schluckt die Zinsen. Die Anleihe ist bald verpulvert. Bei der Kolonialverwaltung ist man nicht knauserig. Eine neue Anleihe macht sich nötig. Und noch eine und wieder eine! Surreal! Die Kolonialbegeisterung wächst mit den Staatsschulden. Bis jetzt haben die deutschen Kolonien dem deutschen Arbeiter eine glatte Milliarde gekostet, die zum größten Teil in den Taschen der Kolonialschwärmer und Panzerplattenpatrioten verschwunden ist. Und wir stehen erst am Anfang der Entwicklung. Der Himmel wird uns in seiner Gnade hoffentlich noch mehr Kolonialkriege beschicken. Im Notfall läßt sich auch ein wenig nachhelfen. Bitte, keine Entrüstung, als ob dergleichen in unserm Lande der blaugängigen Treue unmöglich sei! Schreibt doch Generalmajor v. Leutwein in seinem Buche: Elf Jahre Gouverneur, wörtlich folgendes: „Ursprünglich war bei Beginn des Hereroaufstandes fast allgemein die Rede davon, seiner Beendigung sofort einen Krieg gegen die Ovambos folgen zu lassen.“ Und in einer Fußnote setzt er hinzu: „erhielt ich doch sogar von autoritativer Seite in einem Privatbriefe die Anregung dazu!“ Man sieht: Unsere Kolonialpatrioten haben alle Veranlassung, die deutschen Proletariatskinder im Waffenschloß, die in Südwest gefallen sind, zu preisen und ihr Beispiel zur Nachahmung hinzustellen. Wird ihnen doch jeder Lote mit Geld aufgewogen, und je mehr „Gelden“ in Afrika fallen, desto glänzender sind die Profite. Die französische Kolonie Algier, die Herr Dernburg selber als Musterbild hingestellt hat, gehört jetzt über 70 Jahre zu Frankreich. In dieser Zeit hat es dem Mutterland 1897 Mill. Mark eingebracht und 6669 Millionen gekostet. Ein Defizit von 4785 Mill. Mark — größer als die Kriegsschädigung an Deutschland! — ist das Produkt einer 70jährigen Kolonialpolitik.

Man schilt uns Utopisten und amüsiert sich über den sozialdemokratischen „Zukunftsstaat“. Aber kann es eine schmächtigere Utopisterei geben, als den „Zukunftsstaat“, den der Kapitalismus in den Kolonien verspricht? Par-

vus geht kurz auf die drei Hauptbegründe ein, mit denen man die moderne Kolonialpolitik zu rechtfertigen versucht. Der erste, in den Kolonien Ansiedlungsgebiete für die überschüssige Bevölkerung zu gewinnen, kommt für die deutschen Kolonien überhaupt nicht in Betracht, einmal weil sie für arbeitende Weiße unbewohnbar sind und zweitens, weil Deutschland Ackerbauer, die als Kolonisten einzig in Betracht kämen, nicht mehr abgibt. Der zweite Beweggrund, die Kolonien zu Bezugsländer für das Mutterland zu machen, ist ebenfalls sinnlos. Es kann unmöglich die Absicht der deutschen Regierung sein, den deutschen Arbeiter etwa mit billigen Lebensmitteln aus den deutschen Kolonien zu versehen. Deutschlands Import ist zu 30 Prozent eine Einfuhr von Lebensmitteln. Aber gerade sie sucht man durch Zölle zu verteuern, und nicht zu verbilligen. Hätte die Regierung die Absicht, dem deutschen Arbeiter billiges Fleisch und Brot zu liefern, so könnte sie es heute schon, sie brauchte nur die Zölle aufzuheben. Auch als Bezug von billigen Rohstoffen für die deutsche Industrie kommen die Kolonien nicht in Betracht. Es ist gar nicht daran zu denken, daß etwa die Baumwolle von Afrika billiger hergestellt werden könnte, wie in Amerika, ebensowenig die Wolle. Und wenn es Deutschland wirklich gelingen sollte, eine erhebliche Baumwollkultur in Afrika zu entwickeln, so wird die erste Folge davon sein, vorausgesetzt, daß nicht eine grundsätzliche Veränderung der Handelspolitik des Reiches eintritt, die Begleitung der außerkolonialen Baumwolle mit einem Einfuhrzoll. Wie man die Lebensmittel durch den Zoll verteuert und wie man das Baumwollgarn, trotzdem es dem Produktionsbedarf der Webereien dient, mit einem Zoll belegt hat, so wird man auch sehr zum Schaden der deutschen Textilindustrie einen Zoll für rohe Baumwolle einführen, um die koloniale Baumwollkultur zu fördern.

Der dritte Vorwand nun, mit dem man die moderne Kolonialpolitik zu rechtfertigen versucht, nämlich die Kolonien in Absatzmärkte für die deutsche Industrie zu verwandeln, erledigt sich durch die Zahlen der Statistik. Die deutsche Industrie findet ihre Absatzmärkte zu 97 Prozent in Europa und den Vereinigten Staaten. Die Entwicklung eines Industriestaats hängt vor allem von der Entwicklung seines Handelsverkehrs mit den anderen Industriestaaten ab. Die geltende Handelspolitik freilich arbeitet dieser Entwicklungstendenz mit aller Kraft entgegen. Sie verhindert den Handel mit Kulturstaaten, um den Handel mit den Wilden zu entwickeln. Parvus faßt diese Tendenz in folgenden grundlegenden Worten zusammen:

Wir stoßen hier auf den Kampf der kapitalistischen Produktionsentwicklung gegen die geschichtlich übernommene Staatengliederung. Dieser Kampf hat seine große Geschichte hinter sich. Er war es, der die feudalen Schranken aufgab und den zentralisierten Staat gebildet hatte. Er schuf später den nationalen Staat. Die Kapitalistenklasse war der revolutionäre Träger dieser Entwicklung. Nunmehr stößt die Produktionsentwicklung mit dem erreichten Grade der Entwicklung des Weltmarktes wieder auf politische Schranken, aber die Kapitalistenklasse fördert nicht mehr diese Entwicklung, sondern sie wirft sich ihr entgegen. Denn um diese Zeit hat die kapitalistische Ent-

## Seuilleton.

### Ein Michel Angelo.

Novelle von Adolf Schmitthenner.

85] (Nachdruck verboten.)

Es war neun Uhr vorüber, als Georg in der Stadt ankam. Sein Weg führte ihn an dem Ausstellungsgelände vorbei. Dort stand sein Bildwerk. Große, mit Abbildungen verzierte Plakate fielen ihm in die Augen, die die Eröffnung der Kunstausstellung anzeigten. Aber was lag ihm jetzt daran; Geld mußte er haben, Geld, um die Mutter aus ihrer traurigen Lage zu retten, das verlorne Haus wieder zu gewinnen und ihr den Trost mitzubringen, daß ihr Sohn kein Taugenichts sei.

Jetzt hatte er die Wohnung des Professors erreicht. Er war atemlos, darum wartete er eine Weile, bis er fühlte, daß er werde sprechen können. Dann eilte er die Treppe hinauf. Er besann sich diesmal nicht und wollte ohne Schen vor seinen Lehren treten: in dieser großen Not durfte er zu ihm kommen, das wußte er.

Als er oben vor der Glastür stand und die Klingel gezogen hatte, kam ihm die lähmende Frage in den Sinn: Wenn er nicht zu Hause wäre?

Die Tür öffnete sich, und er stand einem Dienstmädchen gegenüber.

Der Herr Professor ist verreist! erwiderte es auf Georgs Frage. Es ist noch nicht bestimmt, wann er zurückkommt.

Georg wandte sich langsam um. Kann ich dem Herrn Professor etwas ausrichten? fragte das Mädchen. Georg gab keine Antwort. Er stand wieder auf der Straße. Wo sollte er hin? Wohin er wollte! Es war einerlei, wohin er ging.

In einer Art von Betäubung ging er die Straße hin. Unwillkürlich bog er in die Gasse ein, wo seine Wohnung lag. Als er dessen inne wurde, beschleunigte er seinen langsamen Schritt. Es fiel ihm ein, wie er aussehen müsse in seinen verstaubten Kleidern, die Wädmütze auf dem Kopfe! Und es hungerte ihn. Frische Wäsche, frische Kleider, einen Schluck warmen Kaffees! Das war jetzt das Nötigste. Dann mußte er sehen, was sich weiter tun ließe.

Als er in seinem Hause angelangt war und die Treppe hinauf eilte, begegnete er seiner Wirtin, die gerade, den Henckelkorb am Arm, bedächtig herabkam, um die Markteinfäße für den Sonntag zu besorgen.

Um Gottes willen, Herr Schuhmacher, rief die Frau, wo kommen Sie her, wie sehen Sie aus? Ihre Augen schienen ja heraus wie aus einem Brunnenloch!

Georg hat sie nur um frisches Wasser zum Waschen, und daß sie ihm eine Tasse Kaffee koche. Er sei jetzt eilig und nur einen Tag hier und brauche weiter nichts.

Die Frau öffnete ihm kopfschüttelnd die Wohnung und brachte ihm das Nötige, und während sie ihm ein Frühstück bereite, kleidete sich Georg um.

Der Kaffee erfrischte ihn. Aber das Gemüt wurde ihm nicht frei, und er grübelte, was nun werden sollte. Er hatte der Mutter versprochen, daß er ihre Hilfe bringen werde; und wenn er nun mit leeren Händen kam, wie konnte er ihr unter die Augen treten? Würde sie sich da

nicht zur Wand hin drehen und an dem Gedanken erwürgen: Mein Sohn hat mir nichts gegeben als Worte und Lügen bis in meinen Tod!

Aber hatte er denn nicht sein Kunstwerk? Sollte sich unter den Geschäftsleuten, die von der Akademie ihr Brot hatten, keiner finden, der ihm seine Korintherin abkaufte? Er war bereit, sie zu jedem Preise herzugeben, der ihm groß genug schien, der Mutter das Elternhaus wieder zu gewinnen. Sollte er sich an einen der Agenten wenden, die die Verkäufe der Kunstwerke vermittelten? Er kannte keinen von ihnen. Zwar hätte er von dem Hausmeister in der Akademie ihre Namen erfahren können, aber er wußte, wie zäh diese Herren waren und daß sie Vorwortschiffe niemals leisteten. Aber da war noch der Mann, der ihm den Marmorblock geliefert hatte: der konnte ihm vielleicht helfen. Zu ihm beschloß Georg zu gehen.

Er machte sich auf den Weg und ging durch die weite Stadt bis zu ihrem entgegengesetzten Ende. Die Sonne brannte heiß, der Schweiß troff ihm von der Stirn. Jetzt spürte er doch die Aufregungen und die Anstrengungen der letzten Tage wieder in den Gliedern; er war matt und todmüde und schleppte sich nur mühsam hin durch den Staub der Vorstadt, an den geteerten Bretterwänden entlang, über die Eisenbahnschienen, immer weiter hinaus. Jetzt hatte er das Haus erreicht. Er fand den Mann beim Frühstück. Verwundert sah der den Fremden an, und als Georg seinen Namen genannt hatte, sagte er: Sie wollen mir die zweite Rate bringen für den Marmorblock?

Nein, erwiderte Georg, ich möchte Sie bitten, mir noch fünfzehnhundert Mark zu geben, dann ist das Kunstwerk Ihr Eigentum.